



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Prohaska, Dragutin: Russische Eindrücke eines Kroaten. I. : Sankt
Petersburg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Russische Eindrücke eines Kroaten

Von Dr. Dragutin Prohaska

I.

Sankt Petersburg



ie läßt sich nicht einfangen, diese Stadt der bleichen Mächte, der christlichen Antichriste, der westlicher Zivilisation anhängenden Buddhisten, der Fortschrittler-Absolutisten, der Denker-Mystiker. Man muß Logik, Chronologie, Dimensionen und alle Elemente vergessen, aus denen wir bestehen, soll diese Welt harmonischer Gegensätze in einen Begriff gefaßt werden, will man zumindest das Typische ihrer Gestalt bestimmen.

Schon in ihrer Basis, im Plan ist der Grund zu finden, warum sie keinen Begriff von sich zu bilden erlaubt. Der Begriff unterscheidet sich von den Anschauungen wie der Turm von der Kirche, der Blitzableiter vom Heim, wie die Höhe von der Breite, der Gedanke vom Gefühl, wie die Abstraktion von den Realitäten, aus denen sie abgeleitet wird. Petersburg ist auf Schlamm angelegt und auf verstreuten Inseln, der vielfach zerschnittenen deltaartigen Mündung zahlloser Nawaarme. Auf weichem, weit ausgedehntem Grund, der keinerlei Architektur in die Höhe duldet, nur eine, die in die Breite geht. Als diese weiche Erde noch ganz feucht war, bestand Petersburg aus lauter Archen Noahs, aus den typisch russischen hölzernen „Datschi“. Der eiserne Schritt der Zivilisation trat den Boden aus, härtete ihn und die Holzhütten verschwanden nach und nach, um immer noch leichteren Gebäuden im Rokoko-Stil zu weichen mit Filigranbalkonen, mit Einrichtungsstücken, die auf schlanken, feinen, vergoldeten Beinen standen und mit Bewohnern, die unter ihren Perücken „diskret aufzutreten“ verstanden. Aber schon zur Zeit Katharinas, die mit Diderot korrespondierte, meldet sich ein schwererer Ton und die Lebensführung wird materialistischer. Etwas wie Gelehrsamkeit, die Periode, die Ode, Geschichte und Wörterbücher, Derschawin, Lomonosow . . . folgen. Und in Puschkın fließt das alles zusammen in eine lebendige Poesie. In ihm triumphiert die Konsolidierung des petersburgischen Bodens zum ersten Male in unabhängiger und genialer Weise. Er jubelt vor dem „Ehernen Reiter“ über die hundertjährige Kulturarbeit. Da ist er, der Ritter aus Bronze, der das Roß emporreißt, hoch auf

litauischem Granit! Ganz Rußland bäumt sich unter den Sporen des unerbittlichen Fortschrittszaren: das Roß stampft den Stein und zertritt die legendäre Schlange, die vielleicht auch jenen russischen Schlamm bedeutet, den der kühne Reiter zusammengestampft hat.

Und nun tritt Petersburg wieder in eine neue Architekturepoche — das Directoire. Die Erneuerung des imperatorischen, cäsarischen, römischen Geistes in der Architektur erfasst auch die Stadt des östlichen, unrömischen Peter. Lange Fassaden mit dicken Säulen. Zu beiden Seiten des ehernen Reiters: links der Synod, rechts die Admiralität — lange Kilometergebäude. Sie ziehen sich eine Viertelstunde weit und können nicht „hinauf“. . . . Auch die Akademie kann es nicht, die Börse nicht, nichts in diesem Stile und auf diesem Grund. Eine Art Katholizismus wehte über das Reußenland. Alexander der Erste war Mystiker, geheime Religionsgesellschaften verbreiteten sich über Rußland, Geheimbünde mit geheimen Gebräuchen, religiöse Romantik. Es blieb nichts Großes von alledem, außer dem „Kasanski sabor“ (Tempel) im Stile des St. Peter zu Rom und dem jüngeren grandiosen „Isakijewski sabor“, der mich lebhaft an das Pantheon in Paris erinnert.

Hier beginnt die Begriffsvermischung. Basiliken und Tempel, byzantinische Zwiebeltürme und Renaissancekuppeln. Eins neben dem anderen. Der Westen kreuzt sich mit dem Osten, Rom mit Konstantinopel, Paris mit Moskau, und es ersteht — Sankt Petersburg.

Innerhalb der Petersburger Mauern prallen Progressisten und Reaktionäre aneinander, Konservative und Revolutionäre, Slawjanophilen und Anhänger des Westens, Defabristen und Diener des Zarentums, Bjetinski und Aljakow und weiter, weiter gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts selbst ein Turgenjew und ein Tolstoj.

Worin liegt die Seele dieser Stadt? Liegt sie wirklich in endlosen, unseligen Widersprüchen?

Vor der Fassade der Akademie der bildenden Künste lagern am Ufer der Nema zwei Sphinge, einander gleich, einander zugekehrt, — seltsam! Eine Aufschrift besagt, sie seien aus uralten ägyptischen Grabstätten im Jahre 1832 hierher in die Stadt des heiligen Peter gebracht worden. Ich konnte mich an diesen Sphingen nicht satt sehen, und so oft ich an ihnen vorüberging, fand ich an ihnen irgend etwas Neues, das ich früher nicht gesehen hatte oder nicht sehen wollte. Und jedesmal zog ich andere Beschauer nach, die bald mich, bald die Sphinge anguckten und . . . weiter wanderten. Die Sphinge sind völlig gleich, sogar ihre Schnauzen sind an derselben Stelle zerschlagen, wenn man von Schnauze sprechen kann, da es doch der Kopf eines Weibes ist und nur einer Löwin Leib. Auf den Köpfen zwei gleiche Priesterkappen und der Schweif in gleicher Weise unter dem Bein hindurch über die Hüfte geworfen. Sie sehen einander an, Tag und Nacht, mit blindem unaussprechlichem Blick. So sehen Weib und Weib einander an, wenn sie aneinander eine modische Neuheit, oder

ein charakteristisches (kriminelles?) Merkmal oder das Anzeichen versteckter körperlicher Reize betrachten: feindselig, interessiert und begeistert zugleich.

Diese beiden Sphinge, sind sie nicht das Symbol der Sankt Petersburger Seele mit den zwei Naturen, Kulturen, und mit irgendeinem gemeinsamen Geheimnis, einer Blutsgenossenschaft, einer allgemein menschlichen tieferen Einheit? — Sphinge an der Nawa! Die Nawa ist nicht der Nil, aber auch ein Gewässer, das ewig fließt. Frauen sind keine Sphinge, aber Sphinge und Frauen sind geheimnisvolle, immer wieder zu lösende Rätsel. Sabori sind keine Basiliken, aber Basiliken und Sabori sind Gottestempel, und es ist nur ein Gott — wenn es ihn gibt.

Ja, wenn es ihn gibt? Das ist die ewige Frage dieses Volkes von Gotteskämpfern, das einen Gogol, Dostojewski und einen Tolstoj geboren hat, das alle seine synthetischen Kräfte anstrengt, um schließlich durch Zweifel und Gegensätze des Zweifels hindurch mit irgendeinem „Ja“ antworten zu können: nicht mit einem Begriff, mit einem Bild, oder beinahe mit einer Tat. Vor uns steht, erwartet und unverhofft Mereschkowski, der Autor des Gott-Menschen und Mensch Gottes, der Synthetiker Nietzsche und Tolstoj, des Antichrist und des Christ.

Und in den bleichen Nächten, wenn die Sphinge vom Mondensilber an den Ufern der Urheimat träumen und vom Gesang des Priesterchores am Osirisaltar, stiehl dich zu ihnen und betrachte sie. Sie lächeln. Lächeln ein bleiches Lächeln und du kannst leicht auf ihren geheimnisvollen Gesichtern eine Art Freude lesen, die den ganzen numidischen Körper der Ungeheuer durchströmt, vom Frauenkopf unter der Priestermitra bis zu den weiblichen Löwenhüften und bis in das letzte Glied des nervigen Schweiß, der ein anderes, ganz anderes Geheimnis bedeckt, als die Priestertiarra, die Mitra. Aber das Lächeln ist bei der einen wie bei der andern das gleiche, und wieder weißt du nicht, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Gott-Mensch oder Mensch-Gott. Schweiß-Haupt oder Haupt-Schweiß? Die Sphinx! Ein sinniger Unsinn und daher das geniale Lachen, das von der Mitra bis in den Schweiß ausgegossen ist.

Während ihr euch so in philosophisch-religiösen Spekulationen ergeht, streift euch die schwarze Kutte seiner Ehrwürden. Man sitzt bei einem Gläschen Tee am Freundestisch, und sicher waren hier schon im Gespräch bis Mitternacht große Fragen gelöst worden. „Entschuldige, Nadika, um Gottes willen, sage, wer Christus war, Gott-Mensch oder Mensch-Gott?“ — „Nicht eins, nicht das andere — sondern die Dreiheit; das Geheimnis der allerheiligsten Dreieinigkeit lehrt das Evangelium, lehren die Kirchenväter und der Synod. Das ist der Glaube der rechtgläubigen Kirche. Glaube dem Dogma.“

Und der dualistische Begriff von Sankt Petersburg ist erschüttert, aufgehoben, vernichtet. Vor dir öffnet sich der Blick auf drei Dimensionen, nicht nur auf Länge und Breite, sondern auch — auf die Höhe. Vor Kuppeln und Zwiebeltürmen steht die Erinnerung auf und die Ahnung von gotischen

Spitzen und du entdeckst erst jetzt, daß es in Petersburg — keine Gotik gibt. Ganz und gar gibt es sie nicht. Auch die paar protestantischen Tempel reichen nicht hoch. Und da scheint dir die Gotik mit einemmal als das Symbol dessen, was dem russischen Volke fehlt: Beharrlichkeit, Schärfe, spekulativer Feinsinn, geistiger Protestantismus, der Kultus der dritten göttlichen Person, der Glaube an den Heiligen Geist. Der Protestant erhebt Einspruch gegen einen Kult ohne Geistigkeit, er nimmt selbst das Evangelium in die Hand und will es begreifen, verstehen, mit seinem persönlichen Geiste sich aneignen. Hussens: „Man beweise es mir!“, Helicis: „Der geistige Gott“, Luthers: „Ein feste Burg ist unser Gott“, Fichtes: „Ich“, Hegels dreipaltige dialektische Methode: „These — Antithese — Synthese“, Schopenhauers Wille — das sind Manifestationen protestantischen Geistes. — Schopenhauers Wille, der sich dem Leben widersetzt, wird bei Tolstoj zum Grundsatz: Widerseze dich nicht dem Bösen. Aus Hegels Synthese machte Solowjew eine Destruktion der rationalistischen Philosophie und ersetzte sie durch die Philosophie des Herzens: durch Theosophie. Aus Fichtes „Ich“ machten die nihilistischen Sozialisten ein Nicht-Ich, Nicht-Wir unter einer anderen Ordnung der Dinge.

Aus dem Protestantismus machte der russische Geist — das Schisma. Schisma ist Schisma und ist kein Protest. Mit jemand oder mit etwas zerfallen ist etwas anderes als jemand kritisieren und reformieren. Sich abwenden etwas anderes als Krieg führen. Sich dem Bösen nicht widersetzen etwas anderes als seinen Sphinx-Kopf und -Schweif niedertreten.

Aber die Entwicklung des russischen Volkes, Sankt Petersburgs, ist nicht vollendet. Der Boden, auf dem die gegenwärtige Ordnung der Dinge steht — mit dem Synod an der Spitze — trocknet aus und versteinert sich. Dieser Grund wird bald auch höhere Konstruktionen zu tragen vermögen, als der Synod es ist. Man hört davon, daß dem Lande der Neuzen — das Patriarchat zurückgegeben werden soll. Der Patriarch muß über dem Synod stehen, dort, wo jetzt noch der Archaismus aus den Zeiten Peters des Großen steht. Das Zarentum, einmal getrennt von der Kirche, muß notwendig eine neue Formel für seine Rechtfertigung suchen. Statt der Salbung durch Gott — die Salbung durch das Volk, statt der Theokratie — die Demokratie, statt des Zarentums — die Verfassung. Das wird ein weiterer Fortschritt des ersten hohen Gebäudes sein auf dem soliden Grund der Wiederherstellung des Patriarchates. Die Vernunft wird abfallen vom Glauben und neben ihr in die Höhe wachsen. Gott und Mensch werden sich in neuem Sinne entwickeln. Im Menschen wird jenes geistige Selbstgovernment sich befestigen, das bis jetzt dem Rechtgläubigen, das auch dem Katholiken fehlt (der Masse, dem katholischen Volk, dem französischen wie dem kroatischen), das aber der puritanische Arbeiter in England hat, besonders aber der Deutsche und ein wenig der Tscheche. Und solch ein Selbstgovernment ist etwas vom Heiligen Geist, etwas Göttliches. Und doch durchaus menschlich.

Sankt Petersburg entwickelt sich durch einen Prozeß, wodurch sich Wörter, Zusammensetzungen bilden. Das ausschließlich rechtgläubige Sankt fiel ab mit der Erscheinung Peters, der die dualistische Doppelregierung des Heiligen und Unheiligen befestigte. Eine weitere Etappe wird das Auffuchen einer stärkeren Basis sein, einer selbst sich beschützenden Burg — Luthers Prinzip, vielmehr nicht Luthers, sondern schon das der Hussiten, im Kern nicht germanisch — sondern allgemein kulturell.

Vor uns ist ein dreifach zusammengesetztes Wort, eine Bilderreihe, und nicht ein einheitlicher Begriff, der absolut befriedigen würde. — Darin liegt es, weshalb sich die Seele Sankt Petersburgs nicht „fassen“ läßt.



Zur Landarbeiterfrage

Von Regierungsrat Arnold Gaede = Posen



ewöhnlich wird der große Bedarf an ausländischen Saisonarbeitern in unseren landwirtschaftlichen Großbetrieben mit der größeren Intensität der landwirtschaftlichen Wirtschaftsweise, mit dem vermehrten Anbau von Hackfrüchten (Kartoffeln und Zuckerrüben), vor allem aber mit dem Mangel an Winterarbeit, der durch die Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen entstanden ist, erklärt. Das trifft auch zu. Das ganze Jahr hindurch kann der landwirtschaftliche Großbetrieb bei den heutigen Produktionsverhältnissen nur einer bestimmten Zahl von Arbeitern Beschäftigung geben. Für diese Zahl muß er Wohnung, Kost und Lohn in jeder Jahreszeit bereithalten, Schul- und Armenlasten tragen. Daß er das gleiche auch für die Arbeiter leiste, die er nur zur Bewältigung der Mehrarbeit in der Bestellungs- und Erntezeit braucht, kann von ihm niemand verlangen.

Solange es Saisonarbeiter gibt, die dem Gute nicht mehr zur Last fallen, wenn die Ernte unter Dach und Fach gebracht ist, muß sie daher auch der Großbetrieb verwenden. Er würde sonst unvernünftig wirtschaften.

Beachtet man dies, so kann man Herrn von Dewitz („Eine ungewöhnliche Gefahr für die deutsche Landwirtschaft“, Nr. 255 des „Tag“) nicht darin zustimmen, daß die Saisonarbeiter durch angestellte Arbeiter ersetzt werden könnten und müßten. Denn die zur Saisonarbeit in landwirtschaftlichen Groß-